

[Kampdruck verboten.]

39]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

„Was sind Ihre Eltern?“ fragte der Alte unvermittelt. Philipp war verblüfft — und eine leise Feigheit kroch in seiner Seele hervor. Verleugnen, hatte sie das Versuchungswort, und da es nicht gleich zog, ward ausweichen! ihr Rat. Aber Philipp bezwang sich. Die Ehrlichkeit lag wach auf dem Grunde seiner Seele.

„Mein Vater ist im Rhein ertrunken und war Maurer. Meine Mutter ist eine Zieglmacherin und lebt in meinem Dorf daheim. Sie hat mir mit ihren Blutpfennigen auf meinem Weg geholfen.“

Der Alte stand auf und sah ihn an, als habe er ein großes Glück erlebt. Ein Leuchten war in seinen Augen. Er legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Sie sind ein guter Mensch, ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Meinen Sie, ich wüßte nicht, daß mir das der zehnte nicht geantwortet hätte. Ich weiß das. Und nun weiß ich auch, warum Sie so gut zu uns waren und wir uns so gut verstanden haben.“

Philipp war beschämt — und doch stolz.

„Wenn es nur mit allen Menschen so wäre, daß das, was in ihnen ist, auch sonst mit ihnen stimmte. Aber Sie sollen nun nicht länger bleiben. Sie sollen nicht. Es war falsch von mir. Es ist ein unnötiger Aufenthalt für Sie. Nein, Sie müssen weiter. Gehen Sie. Vielleicht findet sich ein Student, der mich noch die zwei Monate vertreten kann. Dann geht's wieder mit den eigenen Weinen. Es sind ja nur die Weine, die man hier nötig hat. Den Kopf“ — er lächelte — „mit dem Kopf ist's so weit nicht her.“

„Aber das Herz —“ warf Philipp, seinem Gefühl nachgebend, ein.

„Nun ja, das Herz ist ja überhaupt der beste Arzt. Da helfen sämtliche Hochschulen nichts, das ist so.“ —

Die Doktorin hatte einen Kuchen gebacken wie ein Rad. Sie saßen zusammen und tranken Kaffee zum Abschied. Und zum Schluß, als draußen schon der Bauer mit der Peitsche klapperte, stand der alte Doktor auf, stieg auf einen Stuhl und holte oben vom Schranke einen verstaubten Schnapsfrug.

„Den hab ich immer für eine besondere Gelegenheit aufgehoben. Der steht schon mindestens zwanzig Jahre da drin. Oder warten Sie einmal — ja, es wird sogar mehr als dreißig Jahre sein. Er stammt von dem alten Pfarrer, der mir ihn vorm Sterben gab. Zu retten war er nicht mehr gewesen. Jetzt ist die Gelegenheit für den da.“

Und sie tranken den alten Wacholder zum Abschied, und als sie sich ansahen, die leeren Gläser in der Hand, standen ihnen die Tränen in den Augen.

Philipp ging rasch. Der Wagen fuhr davon. Als er noch einmal zurück sah an den Wegbiegungen, winkten die beiden Alten noch am Fenster. Die Doktorin mit dem Taschentuch, der Doktor mit seinem Stulppäppchen.

Und das ganze Dorf war auf der Straße und rief ihm den Abschied nach. Er fuhr mit einer wohligen Wärme, in der ein rechtes Herzweh war, in den Frühling hinein, in die Welt. Eine stille Wunde — und dann ein lauter Jubel, als er den Rhein sah.

O Welt!

13.

Die Ebene dampfte von Fruchtbarkeit. An den Hängen blühten die Mandeln und Pfirsiche, oben stand der Wald in werdendem Grün und sah hinüber zum Rhein, zu den Bächen der Gardt und den Hügeln Rheinheffens, die die Sonne vergoldete. Philipp zog ein in den wunderbaren Garten der Bergstraße. Burgen grühten ihn, und Türme, Dörfer und Städtchen lagerten sich verschwiegen in die einmündenden Täler, aus denen die Sehnsucht in die Weite des Landes von den Verborgenheiten des Gebirges ausströmte. Und hier, am Fuße des Gebirges hin, zog die alte Römerstraße, nach Heidelberg, nach dem Süden zu, nach Italien. Die alte

Germanensehnsucht. Das Herz fragte nach seinem Feiertag, das Leben beehrte nach seinem raschen Pulse und seinem fröhlichen Mute. War's die Berufspflicht, die ihm beständig auf den Rücken starre — waren's die Menschen, die in ihrer Schmerzfälligkeit und Unbeweglichkeit so wenig harmonierten mit der Schönheit der Gegend und sich nicht Schwingen des Geistes gewonnen hatten — er wurde nicht froh. Er wurde nicht leicht. Von den Bergen ging der Blick über die Ebene hinaus, fragend, begehrend. Hier war fremde, Entferntheit — draußen ging des Lebens bestügelter Schritt, hier kroch die Rückständigkeit, das Selbstgenügen, die Starrheit. Aber es war Fortschritt in der Welt — und das Fortschreitende ist das Lebendige nur. Er war noch kein Greis, und er war noch nicht geeignet zum fatten Krippengänger. Sein gut rheinhessisch Blut sprang in seinen Adern und hüpfte in seinem Herzen, das seine Mischblut aus feinen und heiteren Kulturen, aus immer zehrenden und immer begehrenden Beweglichkeiten und Genußbedürfnissen.

Eine klappernde Mühle war der Beruf. Eine innere Unfreudigkeit stieg an den glänzenden Freudenheiten und Füllen und den lachenden Prächten der wunderbaren Bergstraßenatur, die allen Segens voll war.

Die Zeit lief nicht. Sie ging immer den gleichen Schritt. Sie ging im Stetsschritt, mit alten Gespreiztheiten, mit patriarchalischen Rückständigheiten.

Oder war er ungerecht? Wenn er's war, nun einerlei, er war dafür Rheinheffe. Und das war er nun mehr als je. Dort das Französische, das wie Champagner im Glase war — und hier ein erdiger Wein, der nicht einmal die Firne gut vertrug.

Frühling, Sommer und Herbst, Blühen und Prangen und Reifen — und des Winters klare Stille, mild und lieblich im Kreislauf.

Er lebte nur im Sanatorium. Verkehr wollte er keinen. Die Beamten waren hier eingebildet und selbstherrlich, die Schullehrer arrogant, die Ärzte einfältig und die Bürger ohne Selbstbewußtsein. Er saß manchmal allein unter den alten wundervollen Kastanien des Hotelgartens, rauchte und trank und ließ sich von der sanften Sommernacht umschmeicheln. Und wenn er nach Hause ging, den mond hellen Weg hin durch das träumende Feld, in dem die heimlichen Stimmen der Nacht raunten und der Sommer in erschöpftem Schweigen ruhte, dann lauschte er feiner auf sein Herz und hörte es schlagen und sagen von den Jahren am Rhein, von dem Glück der Jugend, von der Lust der tollenden Zeit, deren Schwere mählich zu Boden sank, daß ihre Leichtigkeit nur duftender aufsteigen konnte. Er wurde mehr und mehr ein Genießer aus den Bechern seiner Erinnerungen, und er kostete den süßen Schaum seines Erlebens nur süßer in sich selbst, er zehrte von sich selbst, weil ihm von außen keine Nahrung zufließ. Das stille Doktorhaus im Gebirge, es wurde seinen Gedanken nicht selten Zuflucht, und bei den alten Doktorleuten lud er sich öfter zu Gaste und schwebte in dem herzlichen Angedenken, das er ihnen und ihrem Frieden bewahrte.

Luise schrieb drängende Briefe. Er habe nun einen Beruf und eine Stellung, kein Mensch in der ganzen Stadt könne es mehr begreifen, daß sie noch länger verlobt bleiben und nicht heiraten wollten.

Er war tagelang verstimmt. Immer wieder fand er Gründe, die Hochzeit hinauszuschieben.

Er stieß sich an manchem in den Briefen, er wehrte sich gegen Meinungen und Auffassungen, ohne sich das völlige Eingeständnis zu machen. Es blieb etwas Fremdes zwischen ihnen.

Es kamen Vorwürfe. Man appellierte an seine Ehre, Man erinnerte ihn an seine Pflicht.

„Papa sagt“, das war der Refrain.

Papa! zum Teufel, was sollte denn der Papenii mit seinen leeren Fischenaugen ihm den Lebensweg vorschreiben dürfen.

Aber schnell verbrauchte der Born, und das ene:igische Auftrumpfen verlor sich. Du leicht rheinhessisches Blut, mit deinen tugendschönen Schwächen! Er ermüdete des ewigen Drängens und Gequältwerdens.

Und es kam die Hochzeit! Ein schwarzes Kleid für die Mutter und eine neue Haube, und den Platz oben an der Tafel.

Die Mutter oben an der Tafel, im Kreise die reiche Verwandtschaft und die prächtige Vornehmheit der Provinzstädter.

Das Leben klapperte wie eine alte Mühle. Der Tag hatte einen Trab. Essen, Trinken, Schlafen — Beruf. Die geregelte Einteilung, die Herdichtigkeit, — Mittagessen, Kaffee, Kuchen und der wohlgelungene Pudding. Und Handarbeiten. Häfelarbeit und Stidrahmen. Das „Gebet einer Jungfrau“ auf dem Piano — Koschallieder mit Klavierbegleitung. Besuche bei den Höhergestellten und Gleichgestellten. Wettstreit in Klatsch und Kleidergeschmacklosigkeiten. Segenbesuche und Bewunderung der Ausstattung. So viel befriedigte Neugier, und sich mehrende Gelegenheiten, einander in die Köpfe zu gucken und hinter dem Rücken üble Nachrede zu führen. Ins Gesicht — lauter grinsende Höflichkeit.

Das Leben hatte seinen Stempel — die Lebensführung war bestimmt, und Philipp hatte nicht einmal Zeit gefunden, sich dagegen zu wehren.

So ging es nun das Jahr hin, und so folgte dem einen Jahr ein zweites.

Zwei Lebenskreise, die sich nicht ineinander einschlossen, sondern getrennt voneinander lagen. Das Zusammenleben war ihre einzige Berührung. In ihr bogen sie sich äußerlich zueinander. Eine behagliche Wohlgeordnetheit, eine Tüchtigkeit, die den Haushalt aufrecht hielt, ein Zusammensein, das weder von starken Sympathien noch von dauernden Antipathien erschüttert wurde. Ein glückliches Paar. Ein Glück, mit dem sich Philipp absand, um seinem Leben den Mißklang zu ersparen und einem Menschen, der nicht weiter wußte und wollte, kein Leids anzutun.

((Fortsetzung folgt.))

(Nachdruck verboten.)

Der Seestern.

Von Carl Gwald.

(Schluß.)

„Du machst mir was weiß,“ sagte der Hummer. „Fällt mir nicht ein,“ erwiderte der Sandwurm. „Ich hab' wahrhaftig nicht den Kopf, zum Geschichten erdichten. Sie müssen wissen, die Hälfte, die ich verloren hatte — das war im Grunde genommen nicht meine eigne.“

„Was war es nicht?“ „Nicht meine eigene,“ sagte jener, „sondern eine, die ich das vorige Male ergatterte, als ich ins Unglück kam. Aber danach die vorige — das war meine eigene. Das war die, mit der ich geboren worden bin.“

„Das ist ja merkwürdig,“ murkte der alte Hummer. „Dann will ich nur hoffen, daß Du Deine hintere Hälfte oder eine fremde findest, — denn Dir ist es wohl gleichgültig, was für eine es sein wird.“

„Das will ich nicht gerade sagen,“ bemerkte der Sandwurm. „Meine eigene war ein wenig verschliffen; drum: könnt' ich eine jüngere und bessere entdecken, so wäre das ja schön.“

„Na, Glück zu denn,“ sagte der Hummer.

„Danke sehr, danke sehr,“ sagte der Sandwurm. „Es tut immer wohl, Teilnahme zu finden. Es hat mir vorhin auch ungeheure Freude gemacht, als Sie sagten, wir wären alle gleich vor dem lieben Gott. Es ist so herrlich für einen erbärmlichen Wurm, hier und da so etwas zu hören.“

„Na — ja,“ begann der Hummer. „Gesagt hab' ich dies ganz gewiß. Aber Du mußt das nicht gar so buchstäblich nehmen. Dies einfüßige Meerfischweib und der dumme Dorsch, die spielten sich auf. Denen tat es gut, eins ausgewischt zu bekommen. Aber das kannst Du Dir doch niemals weismachen, daß, zum Beispiel Du und ich, daß wir gleich wären!“

„Also — so war es nicht gemeint,“ sagte der Sandwurm.

„Du sagst das so wunderbar,“ bemerkte darauf der Hummer. „Willst Du Dich wirklich mit einem vornehmen Hummer vergleichen, der Scheren hat und Augen auf Stielen, Fühler und vierzehn Beine, Schwimmschwanz mit Fächer, Panzer und Schild, und viele andere Herrlichkeiten? Du, der Du herumschwimmst und nach Deinem eigenen Hinterteil suchst und froh sein willst, wenn Du ein anderes findest?“

„Ach nein,“ sagte der Sandwurm. „Es mag ja etwas daran sein. Ich denke noch an das, was Sie vorhin zu dem Dorsch sagten, und an das, was der Dorsch zum Meerfischweib sagte. Ich kann es nur so verstehen, daß es doch ein Vorteil für mich sein muß, daß ich wieder mit einer anderen Hälfte zusammenwachsen kann, wenn ich sie ausfindig mache — da ich sie nun mal verloren habe. Und

es kann doch auch nie und nimmer mein Schaden sein, daß ich eine andere brauchen kann, wenn ich nicht die eigene finde.“

„Tropf Du,“ sagte der Hummer. „Ich bereue, daß ich mich mit Dir in ein Gespräch eingelassen habe. Pack' Dich, und find' Dich mit Deinen Hinterhälften zurecht, wie Du magst.“

„Schönen Dank,“ äußerte sich der Sandwurm.

Damit kroch er weg. Der Seestern ließ die Auster fahren, weil nichts mehr in ihr war.

„Der Sandwurm da gab Dir eigentlich reinen Bescheid,“ erklärte der Seestern.

„Ben duzest Du hier?“ raste der Hummer los.

Er vergaß, daß er noch weich war, und fuhr hervor und biß den einen Arm des Seesterns ab.

„Aul!“ sagte der Seestern.

„Aul!“ schrie der Hummer. „Nun ist meine schöne Schere viel leicht auf Lebenszeit verdorben.“

„Und mein Arm ist weg,“ sagte der Seestern. „Aber ich werd' mir schon einen neuen verschaffen.“

Damit kroch er seiner Wege. Und der Hummer desgleichen, denn er hatte die Segend satt. Da war nun nichts anderes mehr, als der abgebissene Arm des Seesterns. Und eine Weile danach kam der Sandwurm zurück.

„Hast Du nicht Deine Hälfte gefunden?“ fragte der Seestern arm.

„Wer spricht da?“ fragte der Sandwurm. „Ich sehe niemand.“

„Nur ich bin es! Ich bin der fünfte Arm des Seesterns. Der Hummer hat mich abgebissen, weil Du ihn in Wut versetzt hast.“

„Herr Gott, armes Wesen Du,“ sagte der Sandwurm. „Nun ist es also aus mit Dir!“

„Na — a —“ sagte der Seesternarm. „So arg ist's nun auch nicht gerade! — Hast Du Deine Hälfte gefunden?“

„Nein, das hab' ich nicht,“ sagte der Sandwurm. Und auch keine andere. Es wird wohl eine neue wachsen. Wenn ich bloß nicht zu alt dazu bin, — dann muß ich mich ja so behelfen.“

„Das tut mir leid für Dich,“ sagte der Seesternarm.

„Ich danke Dir für Deine Freundlichkeit,“ entgegnete der Sandwurm. „Mebrigens scheint es mir, Du könntest all das Mittel, das Du austreiben kannst, selber gebrauchen. Du kannst doch nie mehr zu was rechtem werden.“

„Warum denn nicht?“ sagte der Seesternarm. „Man soll nie die Hoffnung aufgeben. Er, zu dem ich gehörte, bekommt bald genug einen neuen Arm, und ich denke wirklich auch nicht daran, zu krepieren.“

„Eigentlich scheint Du mir rechte Veranlassung dazu zu haben,“ sagte der Sandwurm. „Dir fehlen . . . laß mal sehen, Dir fehlen vier Arme . . .“

„Und Mund und Magen und das Ganze,“ sagte der Seesterns arm.

„Das heißt, Dir fehlt das ganze Tier bis auf den Stumpf, der Du bist,“ sagte der Sandwurm.

„Jawohl, versetzte der Seesternarm. „Und was einem fehlt, soll man sich ja verschaffen. Wenn Du sehen könntest, würd' ich Dir zeigen, daß ich schon ein ganz klein wenig auszuwachsen angefangen habe.“

„Kannst Du denn sehen?“

„Gewiß doch,“ war die Antwort. „Ich habe ein Auge — jeder von uns hat eins, und meins hab' ich Gott sei Dank behalten, weil es ganz an der Spitze sitzt. Und ein Stück Darm habe ich auch in mir, so daß es gar kein schlechter Anfang ist.“

„Ja, Glück zu!“ sagte der Sandwurm.

„Danke,“ wehrte der Seesternarm ab. „Es wird sich machen, — hättest Du nur Deine hintere Hälfte!“

„Hör einmal, Freundchen,“ begann nun der Sandwurm. „Ist's nicht ein bißchen eingebildet von Dir, Dich mit meinem Siebenfachen zu beständigen, da Du selbst in der Patsche sitzt? kümmer' Dich gefälligst nicht um meine hintere Hälfte, und denk an den ganzen Seestern, der Dir fehlt.“

„Herr Gott,“ sagte der Seesternarm, „wirfst Du nun auch wichtig?“

„Wichtig?“ sagte der Bierer. „Das bin ich nicht. Aber ich kann es nicht leiden, wenn jemand sich so anstellt. Es gibt doch Unterschiede.“

„Gibt es die?“ sagte der Seesternarm. „Ich meinte sonst, zum Hummer hättest Du gesagt . . .“

„Du sollst nicht zuhören, was ordentliche Leute reden, wenn Du es nicht verstehen kannst,“ rief der Sandwurm zornig. „Was ich zum Hummer sage, ist etwas für sich, was ich zu Dir sage, etwas anderes. Du bist nichts als ein elender Stumpf von einem Weichtier, und ich bin ein Wurm. . . wenn auch zurzeit nur ein halber Wurm! Meilenweit steh ich über Dir, der daliegt und stumpf dahinlebt, ohne Arme, ohne Magen, ohne Mund und das Ganze, bis es eines Tages wieder an Dir auswächst, diesen oder jenen Weg — es ist Dir wohl ganz gleich.“

„Du darfst nicht böse auf mich werden,“ sagte der Seesternarm. „Du kannst Deine Hälfte wiederbekommen. — Aber wenn ich nun alles bekomme, was ich verloren habe, so ist das doch ganz tüchtig von mir . . . ist es das nicht auch? Mich dünkt, je schlimmer es einem ergangen ist, desto tüchtiger ist man, wenn man sich durchfindet. — War das nicht so ähnlich, das, was Du zu dem alten Hummer sagtest?“

„Rechtler! Idiot!“ schrie der Sandwurm.

Dann froh er fort.

Und der Seefternarm lag und wuchs, und es dauerte gar nicht viele Tage, bis alles an ihm wieder ausgewachsen war. Nun war er ebenfogut Seeftern, wie die andern nur der alte Arm war viel größer, als die vier neuen. Aber das besserte sich ja gewiß mit der Zeit.

Froh ging er in die Welt hinaus, um jemand zu finden, gegen den er sich wichtig machen könnte.

(Nachdruck verboten.)

Die Kindesmörderin.

Durch die Weltgeschichte des Frauenlebens schleicht das blutige Gespenst der Kindesmörderin. Unzählige sind in Schande und Marter zugrunde gegangen, und die Frau allein trug das Martyrium. Der Mann erscheint an ihrer Seite nur als Richter, Folterknecht und Henker; aber der mitschuldige Mann, der das Kind zeugte, ist niemals dort zu finden, wo die Frau geopfert wird, er zieht leichten Herzens ungestraft seines Weges, den lustigen Geschmack genossener Duhlschaft auf den Lippen, nach neuem Zeitvertreib auslugend.

Bis in das Ende des 18. Jahrhunderts lastet die ganze Grausamkeit mittelalterlicher Justiz auf der armen Dirne, die unehelich empfing, um ein bißchen Liebe zu genießen. Die uneheliche Mutter war nicht nur gesellschaftlich geächtet, sondern sie verfiel durch die „Unzucht“ auch der kriminellen Abndung. Und doch stießen die vielen Eheverbote und Eheerschwerungen ständischer, konfessioneller und materieller Art die Frau fast gewaltsam in das ungeweihte Bett der Liebe. Die Geburt eines Kindes bedeutete ihre Ausstoßung aus der Gesellschaft, entledigte sie sich aber der verfluchten Bürde, die in Angst und Qual ihren Schoß unentrinnbar schwellen ließ, so ward sie von rohen Knechten mit glühenden Zangen zum Geständnis gebracht, an den Galgen geknüpft, gepöbelt, im Saad ertränkt oder lebendig begraben — unter pfäffischen Gebeten.

Die revolutionäre Weltstimmung am Ende des 18. Jahrhunderts, das die Menschlichkeit wieder entdeckte, linderte auch das Los der Kindesmörderin. Pestalozzi, der große Erzieher, der die ganze Tragik eines einsamen, allzu feurigen Idealismus in seinem Dasein auskosten mußte, hatte aus dem Studium der Gerichtsakten die Erkenntnis gewonnen, daß häufig die uneheliche Mutter im Augenblick der Geburt im kranken Zustande geistigen Wahns unfrei und bewußtlos das Verbrechen mechanisch verübte, und predigte leidenschaftlich Milde für die Unglücklichen. Eine Preisangabe wurde gestellt: „Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindesmorde abzuwehren, ohne die Unzucht zu begünstigen.“ Die drei preisgekrönten Arbeiten wurden 1784 in Mannheim veröffentlicht. Die Dichtung nahm sich der Kindesmörderin an: H. L. Wagner, Bürger, Schiller weicht die Märtyrerin, und in der Gretchen-Tragödie des Faust schuf Goethe erbarrend und begreifend aus der gefolterten Kreatur der Henkersknechte eine weltliche mater dolorosa.

Heute hat das Recht die Strafe für Kindesmord gemildert, aber nur unter gewissen Voraussetzungen gilt diese Tötung nicht als Mord. Das deutsche Strafgesetzbuch versteht unter Kindesmord nur die Tötung eines unehelichen Kindes in oder gleich nach der Geburt durch die Mutter. Das französische Strafgesetz begreift darunter die Tötung jedes Neugeborenen durch irgend eine Person. Im Vorentwurf zum schweizerischen Strafgesetzbuch ist Kindesmord die vorfällige Tötung eines Kindes durch die Gebärende unter dem Einfluß des Gebärdes.

Die Rechtswissenschaft streitet über die Gründe, welche solche Milderung der Strafe vor dem gewöhnlichen Mord rechtfertigen. Die Auffassung Pestalozzis von der Verwufteinstrebung im Vorgang des Gebärens kämpft mit der anderen, die mit der Furcht vor Schande die Herabsetzung der Strafe rechtfertigt. Die psychologischen Einwirkungen des Geburtsaktes auf die Zurechnungsfähigkeit werden von einzelnen Kriminalisten gänzlich geleugnet, die nur den „Ehrennotstand“ gelten lassen, die Furcht vor Schande.

Von dieser Streitfrage ausgehend, sich aber weit über ihre Enge erhebend, untersucht Margarete Meier auf Grund von Material des Züricher Universitätsinstituts für gerichtliche Medizin, die Psychologie des Kindesmordes. Die Ergebnisse ihrer Untersuchung veröffentlicht sie in einer ganz hervorragenden Arbeit im „Archiv für Kriminal- Anthropologie“ (1910, Heft 3/4). Dieser auf persönlicher Beobachtung von Kindesmörderinnen und Aktstudium beruhende „Beitrag zur Psychologie des Kindesmordes“ mußte unmittelbar eine fundamentale Aenderung der Gesetzgebung veranlassen, wenn diese durch Vernunft und Humanität, statt durch Masseninteressen bestimmt würde.

Jene Streitfrage beantwortet Margarete Meier dahin, daß eine durch den Geburtsvorgang verursachte Verminderung der Zurechnungsfähigkeit in keinem Falle nachzuweisen sei. Wenn aber auch keine Verwufteinstrebung vorhanden ist, so befindet sich die Frau dennoch durch die Geburt „in einer so neuen, ungewohnten Situation, sie steht unter dem Zwange einer solchen Menge drückender Tatsachen, an einem solchen Wendepunkt ihres Lebens, daß ihr Zustand nicht normal genannt werden kann.“ Gerechtfertigt sei,

den Geburtsvorgang als strafmildernd zu berücksichtigen, nicht Berechtigt aber, daß er „das strafmildernde überhaupt sei“. In der Tat sind die anderen Motive des Verbrechen ungleich wichtiger. In den von Margarete Meier untersuchten Fällen wirkten als Motive der Tat, sich mehr oder weniger miteinander verflechtend:

- Verlassenheit (im engeren Sinne) durch den Kindesvater 8 mal;
- Verlassenheit im weiteren Sinne (weil die Frau keinen Halt an ihrer Umgebung hatte) 11 mal;
- Ehrennotstand 6 mal;
- Finanzielle Not 8 mal;
- Abneigung gegen Kind und Vater 3 mal;
- Abneigung gegen das Kind 1 mal.

- Gemeinsam ist allen Fällen:

 1. Daß die schwersten Verantwortlichkeiten nicht in den Täterinnen selbst liegen.
 2. Daß die Täterinnen Gelegenheitsverbrecherinnen sind.
 3. Daß die Verhältnisse überall der Entwicklung des mütterlichen Gefühls entgegenwirken.

Zur Erläuterung bemerkt die Verfasserin: „Bei den Verbrechen der Frau und namentlich bei ihren sexuellen Verbrechen, wie Kindesmord usw., den Mann zu suchen, der selbstverständlich dahinter steckt, das wäre so naheliegend und natürlich.“ Aber den Mann zu suchen, würde nichts nützen; „denn das Gesetz kann ihm nichts tun, weil er entweder . . . nichts juristisch Wägbares getan hat oder, weil er wie die unehelichen Väter durch ein besonderes Gesetz geschützt ist.“ „Er kann durch das Gesetz nur höchstens zur Verbesserung der finanziellen Not herangezogen werden; dafür, daß er die uneheliche Mutter der Schande und der Verzeiwung des Verlassenseins preisgibt, dafür kann kein Gesetz ihm etwas anhaben. Bief mehr als die finanzielle Not drängen aber die letzteren Momente die Unglücklichen zu ihren Verzeiwungsakten.“ „Jedenfalls existiert meines Wissens zurzeit kein Gesetz, das dem Manne für die unehelichen Kinder die gleiche Verantwortlichkeit auferlegt, wie für die ehelichen. Bei diesem Rechtszustand sollte es für jedes Gesetz und für jedes Gericht Ehrensache sein, die Tötung eines unehelichen Kindes durch die Mutter oder einen anderen Anverwandten, auf den die Last fallen würde, so gelinde als irgend möglich zu bestrafen, denn dieser Rechtszustand ist an allen diesen Verbrechen mitschuldig. Die scharfsinnigen Erwägungen über Ehrennotstand und Einfluß der Geburt sollten eigentlich für diese Fälle überflüssig sein.“

Ist so der heutige Rechtszustand mitschuldig, so nennt Margarete Meier die Tötung des Kindes mit Zug eine Art mütterlichen Selbstmordes. Fast alle die Kindesmörderinnen stammen aus kleinbürgerlichen, durch Geisteskrankheit und Alkoholismus entarteten Familien. Es sind kranke Sprößlinge, deren Vereitigung für die Gesellschaft, wie Margarete Meier mit einer gewissen Härte meint, keine Schädigung bedeutet. Fast könnte man glauben, daß die Natur dem Kindesmord bisweilen als Kunstgriff wählt, um die Gesellschaft nicht mit menschlichen Krippeln zu belasten. Ein Teil der Täterinnen ist geisteskrank, fast alle in verschieden hohem Grade geistig oder moralisch oder geistig und moralisch mindertwertig. Endlich ist der Entschluß zur Tat in den seltensten Fällen vorgefaßt und wird meistens „den Täterinnen durch den Wunsch erdrückender Tatsachen und Verhältnisse erst im Moment der Tat ausgezwungen“.

Es sind armelige Geschöpfe, deren Schicksal uns Margarete Meier zeichnet. Aber keine, auch die nicht, welche für Lebenszeit ins Zuchthaus gesteckt wurden, ist so verworren, wie — Goethes Gretchen, deren Missetaten die Verfasserin aus der Sprache des Dichterbergens in die heutige Gerichtssprache übersezt; ein besonders leichtsinniges, verbrecherisches Mädchen, das sich einem hergelaufenen Manne ergibt, von dem es nichts weiß, der ihm nicht einmal die Ehe verspricht, das die Mutter vergiftet, das Kind ertränkt. Der Dichter macht die Seele reden, den „dunklen Drang“ mit dem „das Gericht bis jetzt nichts anzufangen weiß“.

Die Fälle, die Margarete Meier darstellt, lassen in die Abgründe unserer Kultur blicken. Da tötet eine arme Großmutter das Enkelkind, weil sie schon so viel Plage mit den unehelichen Kindern ihrer Lächter gehabt hat. Eine furchtbare Tragödie zerschmettert eine guterzogene, aus günstigen Familienverhältnissen stammende Frau. Zwei Schwestern, die in Bureaus tätig sind. Sie leben zusammen, schlafen in einem Zimner, präde, ein Jahrzehnt lang scheinbar ohne sexuelles Leben. Aber die eine Schwester hat ihren heimlichen Roman, mit einem verheirateten Manne. Sie wird schwanger. Sie wird von Wehen befallen, und ohne daß die Schwester etwas ahnt, gebiert sie nachts ein Kind und vernichtet es. Kein Arzt. Sie schleppt sich aufrecht und wird schwer krank. Das verrät die heimliche Geburt. In einem Spital erhängt sie sich an einem Bettläfen. „Das gleiche, wofür ihrem Gesehten weder von der Welt noch von den Gesezen ein Haar gekrümmt wird, muß sie mit einem Verbrechen und mit dem Leben bezahlen.“ Ein Dienstmädchen tötet aus Angst vor Schande und Not ihr Kind, das ein Witwer ihr gezeugt hat. Wie sie wieder freikommt, verkriecht sie sich vor allen Menschen; „sie würden mit den Fingern auf mich zeigen,“ schreibt sie der Verfasserin. Eine in einem Hotel beschäftigte Bauerntochter wird von einem Reisenden trunken gemacht und verführt. Der prahlt am anderen Tage, „die habe er erwählt“. Das Mädchen hat niemals einen Menschen gehabt, zu dem sie Vertrauen gehabt hat; nie jemand geliebt. Sie verlobt sich während der Schwangerschaft mit einem Handwerker, dem sie ihren Zustand verbirgt. Dann tötet sie das Kind, das zwei Monate zu früh in die Welt will. Im Zuchthaus findet das verängstete und verflozene Wesen Frieden.

Ein anderes Mädchen wird durch ein Eheversprechen gefügig gemacht. Sie lebt mit dem Geliebten zusammen — vor der Welt Mann und Frau. Vor der Hochzeit und der Geburt verschwindet der Liebhaber. Sie kommt sich vor „wie die unglücklichste, verlassenste Kreatur der ganzen Welt“. Nun wird die Welt erfahren, daß sie nicht verheiratet waren. Sie ist ganz arm, muß zehn Franken zahlen. Und sie läßt das Kind in der Geburt verbluten. Diese Frau ist wie die meisten anderen ganz unwissend. Sie wird gefragt, wer die Jungfrau Maria gewesen sei. Sie antwortet: Die Mutter Jesus. Auf den Einwand: wie konnte sie denn Jungfrau sein, ist sie ganz verblüht und sagt: Dann war sie wohl die Schwester Jesus.

Wie sich der Mann verhält, zeigt der Fall eines erblich schwer Belasteten Mädchens, das ihr Kind vergiftet. Als der Geliebte für das — noch lebende — Kind nicht mehr zahlen wollte, schrieb er ihr die zärtlichsten Briefe, sie solle nur alles zahlen, er würde ihr's später zurückgeben. Als er aber die Tat erfuhr und in der Zeitung las, daß das Mädchen leugnete, schrieb er an das „hohe Schwurgericht“, es wäre ganz verfehlt, eine „solche überwiesene leichtfertige Person“ gelinde zu strafen; „der Jammer des lieben Kindes soll gesühnt werden in seiner ganzen Schwere“. Und in einem Postskript bittet er — um Rückzahlung der Beträge, die er anfangs für das Kind geleistet hatte.

Unter diesen Kindesmörderinnen findet sich auch ein Glied jener Trinker- und Bagantenfamilie Zoro, die Dr. Förger beschrieben hat. Lina Zoro, ein Typus völliger Entartung, zweifellos geisteskrank und doch nicht ohne menschliche Züge, die sich in alles fand, weil sie niemals ein vernünftiges Leben fand, sondern nur eine Welt von Elend, Verwüstung und Erbarmungslosigkeit kannte. Ein Kind, das sie leben ließ, war ein taubstummer Idiot. Lina Zoro strengte stolz niemals Vaterchaftsklagen an; mochten die Männer gehen, wenn sie nicht freiwillig gaben. Sie tötete ein Kind aus finanziellen Gründen. Sie haßte die Kinder nicht, aber so lange sie da waren, mußte sie ihren ganzen Verdienst hergeben.“

Margarete Meier verlangt in ihrer Schlußbetrachtung Hinzuziehung von Frauen zu den Gerichten, Gleichstellung von ehelichen und unehelichen Kindern, strafrechtliche Verantwortung des Mannes, wenn er durch seine Schuld das Motiv der Tat mit verantwortet hat.

Brouardel hat in seinem Buch über den „Kindesmord“ den Satz ausgesprochen, daß nur die anständigeren verführten Mädchen ihr Kind töten; die schamloseren bringen es zur Engelmacherin, bezahlen einige Monate lang, dann verschwinden die Mütter und kümmern sich um die Kinder nie mehr. Dieser indirekte Kindesmord ist für die Gesellschaft unendlich wichtiger als das direkte Verbrechen, weil er um so viel häufiger ist. Aber das gesellschaftliche Elend und der soziale Unterstand ist auf diesem Gebiete so riesengroß, daß moralische Entrüstung überhaupt nicht an das Problem heranreicht. Ist doch die verheerende Säuglingssterblichkeit nichts wie Kindesmord, den Gesellschaft unablässig verschuldet und verübt.

Amerikanische Wolkenkratzer.

„Sky-Workers“ nennt man in New York die Leute, die beim Bau der großen Wolkenkratzer zwischen Himmel und Erde ihre Tätigkeit verrichten, und die eine ganz neue Kategorie von Arbeitern darstellen. Sie sind eine unerschrockene Gesellschaft, die die Furcht nicht kennen, gewöhnt, über ungeheuren Abgründen auf kaum fußbreiten Stahlplatten zu balancieren und dort zu arbeiten, wo sonst die Vögel umherflattern. Wandert man durch die Straßen der New Yorker City, in der eins der himmelstürmenden Gebäude neben den anderen errichtet wird, so erblickt man in schwindelnder Höhe diese Leute auf den Pfeilern des Eisengerüstes. Klein wie die Ameisen sehen sie aus. Was für eine Tätigkeit aber da droben auf den schmalen Stahlgerüsten herrscht, vermag sich der gewöhnliche Sterbliche kaum recht vorzustellen. Sehr anschaulich schildert die „Vauwelt“, wie die Sky-Workers furchtlos in der Höhe ihr Werk verrichten. Rotglühende Niete fliegen hin und her, Gitterpfeiler werden aufgerichtet, zusammengeschraubt und mit Hilfe von Kranen in die richtige Lage gebracht. Auf einer kleinen, kaum fußgroßen Plattform arbeiten die Leute stundenlang, während zu ihren Füßen ein Abgrund von mehreren hundert Fuß Tiefe gähnt. Mit der einen Hand klammern sie sich an dem Gerüst fest, das im Winde hin und her schwankt, und mit der anderen Hand schlagen sie die Wolzen ein; oder sie hängen über einem Pfeiler, der ihre einzige Stütze bildet, während sie Stahlplatten, die herausgezogen werden, mit den Händen an den richtigen Platz dirigieren. Die Höhe macht diesen Leuten absolut nichts aus. Gefährlicher für sie sind dagegen Stürme und Gewitter. Wenn es selbst auf den Straßen fast windstill ist, weht in der Höhe, in der die Wolkenkratzerleute arbeiten, bereits ein ziemlich starker Wind. Es ist absolut nicht leicht, auf Stahl zu gehen, und jahrelange Übung gehört dazu, bis die Leute imstande sind, sich in der immensen Höhe vollständig gefahrlos auf den schmalen Stahlbalken zu bewegen. Wenn es noch dazu zu regnen beginnt, und der Regen den Leuten in die

Augen getrieben wird, dann beginnt die Gefahr. In den seltensten Fällen können sie dann die Arbeit fortsetzen, da sie dem Element völlig schußlos ausgesetzt sind und auf den glitschigen Stahlplatten außerordentlich leicht ausgleiten können.

Der eigentliche Grund zum Bau der Wolkenkratzer in New York und Chicago ist der außerordentlich geringe Umfang des eigentlichen Geschäftsviertels der beiden Städte. In der City von New York ist der Grund und Boden so teuer, daß sich die Errichtung eines gewöhnlichen Gebäudes gar nicht lohnen würde. Vor kurzem wurde z. B. an der Ecke von Broadway und Wallstreet der Quadratmeter mit 24000 M. bezahlt, d. i. achtmal so viel, als in Berlin für die teuersten Geschäftsgrundstücke bewilligt wird. Zurzeit hält unter den Himmelskränern den Höhenrekord das Gebäude der Metropolitan-Lebensversicherungs-Gesellschaft am Madison-Square, das 46 Stockwerke hoch ist. Das Gebäude ragt mehr als 200 Meter über dem Pfeiler in die Höhe und ist noch so tief fundamementiert, daß die Gesamthöhe mehr als 230 Meter beträgt. Die Cheops-Pyramide oder der Kölner Dom werden bedeutend von diesem Wolkenkratzer überragt. Noch höher ist allerdings das Singer-Gebäude, wenn man die Höhe von den Fundamenten aus rechnet. Vom Pflaster aus erscheint es jedoch niedriger. Auch das Gebäude der City-Investment-Bank, das bei 30 Stockwerken eine Höhe von mehr als 120 Meter erreicht, oder das Park-Roy-Gebäude, das 130 Meter hoch ist, muß man vom europäischen Standpunkt aus auch noch als Riesen betrachten.

Zwei Faktoren waren erforderlich, um den Wolkenkratzer zu ermöglichen. Die Vervollkommnung der Personen-Aufzüge und das System des käfigartigen Stahlgerüsts, das dem Architekten keine Grenzen mehr für die Höhe vorschreibt. Dieses Stahlgerüst ist eigentlich nur eine in die Lüfte ragende, auf einer Seite verankerte Brücke. Früher dienten die Mauern dazu, um die Decken zu tragen. In den Wolkenkränern sind die Mauern nichts als Verkleidungen des Gerüsts, während sie selbst durch Stahlträger, die den Boden bilden, getragen werden. Oft kann man sehen, wie bei diesen Wolkenkränern die oberen Etagen früher zugemauert werden als die niedrigeren. Großer Wert ist selbstverständlich auf die Fundierung derartiger Riesenbauten zu legen, da das Gewicht außerordentlich geschickt verteilt werden muß. Gewöhnlich werden diese Wolkenkratzer auf Betonpfeilern fundiert, die so tief mittels Caissons in die Erde hineingetrieben werden, bis sie auf den Felsuntergrund kommen. Das Singer-Gebäude zum Beispiel ruht auf 34 Caissons. Diese Caissons sind Stahlzylinder, in die unter ungeheurem Druck Beton hineingefüllt wird. Falls man nicht in genügendem Tiefe auf Fels stößt, wird ein Betonbett hergestellt, in das dann die Caissons verankert werden. Nach Vollendung der Fundamente beginnt die Aufstellung des eigentlichen Stahlgerüsts. Die Hauptschwierigkeit macht die Verankerung der Stahlgebäude in den Caissons. Ist diese einmal geschehen, geht die übrige Arbeit außerordentlich schnell vorwärts. Je höher das Stahlgerüst wächst, umso sorgfamer muß der Wolkenkratzer-Arbeiter vorgehen, da von seinen Bewegungen oft das Leben fast der gesamten auf dem Bau arbeitenden Mannschaft abhängt. Die größte Vorsicht muß obwalten, damit keine Werkzeuge oder glühende Bolzen herunterfallen, da sie durch die Fallgeschwindigkeit wie Geschützkugeln wirken. Pittoresk ist zu sehen, mit welcher Geschwindigkeit diese glühenden Bolzen geworfen werden. Der Mann am Schmiedefeuer packt die weißglühenden Niete mit der Zange und wirft sie 10, 20 selbst 40 Fuß weit seinen Kameraden zu, die sie gleichfalls mit Zangen auffangen und sofort in die dazu bestimmten Löcher einführen. In den seltensten Fällen kommt es vor, daß die Niete ihr Ziel verfehlen.

Das Gebäude der Metropolitan-Lebensversicherungs-Gesellschaft ist typisch für die ganze Anlage der Wolkenkratzer. Namentlich im Winter gegen Abend macht das Gebäude einen wunderbaren Eindruck, wenn alle Fenster des großen Turmes erleuchtet sind. Zwischen dem 25. und 27. Stockwerk ist eine kolossale Uhr angebracht, deren Zifferblatt einen Durchmesser von 8 Meter hat. Nachts ist diese Uhr erleuchtet. Die glänzende Organisation der Passagierbeförderung durch Aufzüge, die in diesen Wolkenkränern besteht, erleichtert außerordentlich die Vermietung der einzelnen Etagen und Bureaus. 20 Aufzüge vermitteln oft in den großen Wolkenkränern den Verkehr zwischen den einzelnen Etagen. Dabei ist die Einrichtung getroffen, daß einige Aufzüge von Etage zu Etage fahren, während andere als Expresszüge nur von der zwanzigsten Etage an Halt machen, um die oberen Stockwerke schneller zu erreichen. Einer Statistik zufolge werden in den New Yorker Wolkenkränern täglich mehr als eine Million Menschen von Aufzügen befördert. Ein moderner Wolkenkratzer ist eine Stadt für sich, mit eigener Wasser-, Licht- und Kraftanlage. Alles, was man zum täglichen Leben gebraucht, kann man dort haben. In jedem Wolkenkratzer befindet sich eine Telephonstation, ein kleines Postamt. Eine sogenannte Mail-Chute, ein durchs ganzes Gebäude durchgehender Briefkasten ermöglicht, auf jedem Stockwerk die Briefe in den Kasten zu werfen. Sie fallen durch einen Kanal in einen Sammelbriefkasten, der sich im Erdgeschoss befindet, und von wo aus sie zur Post abgeholt werden. Restaurants, Barbiers, Zigarrenhändler, Blumen- und Konfektstände, Theater-Billet-Agenturen und die, für amerikanische Verhältnisse so wichtigen Schuhputzer haben ständig ihr Heim in den Wolkenkränern aufgeschlagen.